

Juden und Synagoge in Freudental Ein Stück Geschichte Württembergs

Günter Bächle

Allein der Griff zu der «Beschreibung des Oberamts Besigheim», 1853 vom «Königlichen statistisch-topographischen Bureau» herausgegeben, reicht aus, um die Bedeutung der Juden in der Landschaft am Rande des Stromberges nachzuweisen. Unter der Rubrik «Einwohner, Gebäude und Viehstand» findet sich von 19 Ortschaften eine einzige, bei der schon eine nackte Zahl beweist, wie sehr sie von ihren jüdischen Mitbürgern geprägt wurde: Freudental hatte am 1. Juli 1851 genau 496 Evangelische, ganze acht Katholiken, aber 364 Israeliten. Zwar schwankte ihr Anteil zwischen dem Zuzug der ersten jüdischen Familien am Anfang des 18. Jahrhunderts und des Abtransportes der letzten Juden zu Beginn der Jahre 1941/42 teilweise kräftig, doch beherrschen die Angehörigen eines immer wieder von Neuem verfolgten Volkes die Dorfgeschichte. Die Freudentaler erleben zur Zeit wieder ihre Vergangenheit. Die erneut aufgebrochene Diskussion um den Bestand der 1770 errichteten Synagoge zwingt dazu, sich der Historie zu stellen. Fraglich scheint indessen, ob sich Antworten darauf mit der Spitzhacke geben lassen. Denn der beantragte Abbruch des ehemaligen jüdischen Gotteshauses, heute ein Lager für einen Stahl- und Fertighallenhersteller aus dem benachbarten Bönnigheim, beschäftigt seit mehr als einem Jahr nicht nur die Freudentaler, sondern auch die Mitglieder des Ludwigsburger Kreistages, das Land, die Denkmalschützer, nicht zuletzt aber auch Juden in den Vereinigten Staaten und in Israel.

Die frühere Synagoge in Freudental ist immerhin die älteste noch stehende in Württemberg. Nannte Paul Rieger in der 1932 vom Oberrat der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs herausgegebenen Übersicht über jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe allein für Württemberg 36 Synagogen, so überlebten nur wenige in Württemberg und Hohenzollern die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, besonders aber die berüchtigte «Reichskristallnacht» vom November 1938, so in Hechingen, Haigerloch, Waldmichelbach und eben Freudental. Zwar fand sich nur das Freudentaler Gebäude im dicken Buch der Denkmalschützer, trotzdem ähneln sich die Schicksale der ehemaligen Synagogen. Durchweg dienen sie als Lagerstätten, sind heruntergekommen und brauchen die besondere Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit. In Hechingen erreichte eine Gruppe von Bürgern inzwischen den Eintrag ins Denkmalsbuch; in Freudental

brachte eine Bürgeraktion, angeführt von evangelischen und katholischen Theologen, den Einwohnern Informationen über die Geschichte der Juden und der Synagoge, um sie für den Erhalt zu engagieren. Überall gleichen sich die Hürden: Es fehlt an Geldgebern für die Renovierung und an potenten Trägern. Als hemmende Schwelle erweist sich schließlich auch die Frage, für welchen Zweck das Haus einmal verwendet werden soll.

In Sachen Freudental will man sich beim Landkreis Ludwigsburg Zeit lassen; Geduld, die die örtlichen Gemeinderäte aber nicht aufbrachten. Denn geht es nach dem Willen des Ortsparlamentes, müsste bald ein Abbruchkommando anrücken, um – aus Sanierungsgründen – dieses jüdische Gotteshaus dem Erdboden gleichzumachen. Freudentals Bürgermeister Hartmut Singer meinte denn auch in der örtlichen Presse: *Niemand wird sich wegen der Forderung nach Abbruch schämen, jedenfalls nicht bei uns.* Tatsächlich brachten den Stein nicht die Freudentaler ins Rollen, sondern Mitglieder des Ludwigsburger Kreistages. Geschieht es nach ihnen, dann ziehen einmal Schulklassen und Besucherscharen durch die wiedergerichtete Synagoge. Während das Oberhaupt des 2000-Seelen-Dorfes jede Mark, die investiert wird, als *aus dem Fenster geworfenes Geld* ansieht, fragt die Initiativgruppe kritisch: *Ist denn eine Ortssanierung sinnvoll, die die Zeugen der Geschichte, wie sie diese Synagoge so anschaulich und unfassbar verkörpert, auslöscht?*

Heute steht eines fest: Das Haus, eingepfercht zwischen ebenfalls bejahrten Baulichkeiten, ist verkommen und droht einzustürzen. Es war von der Jüdischen Gemeinde Stuttgart, die gebietsmäßig für Freudental zuständig ist, und die nach der Hitlerzeit das Gebäude zurückerhalten hatte, in den fünfziger Jahren – angeblich für 1000 Mark – an den Bönnigheimer Fabrikanten verkauft worden, der es zunächst als Schlosserei, dann nur noch als Lager nutzte. Wo einst Juden beteten, überziehen heute Staub und Dreck das ganz und gar nicht mehr sakrale Innere. Eigentümer Walter Keyerleber jetzt: *Ich brauche es nicht mehr und möchte es endlich vom Halse haben.* Seinen Abbruchartrag will er nur deshalb gestellt haben, um *die zuständigen Stellen endlich zu Entscheidungen zu zwingen.* Denn er will nicht länger der *Prügelknabe in der ganzen Diskussion* sein; zum Verkauf von Grundstück und Synagoge sei er bereit. Er fühlt sich zudem zu Unrecht ins schiefe Licht gesetzt: *Wenn ich nicht gewesen wäre, würde das Haus*

nicht mehr stehen. Zuerst habe er 1955 das total kaputte Dach ausbessern lassen, keine Fenster waren drin und ich mußte zuerst 20 Lastwagen Dreck abfahren lassen. Vorher sei darin Fußball gespielt worden: Ich hab's schlechter übernommen als es jetzt aussieht. Den Vorplatz zur Straße hin habe er von 16 verschiedenen Eigentümern zusammengekauft.

Von der Strombergstraße her – sie erhielt auf Betreiben des 1931 verstorbenen ersten jüdischen Gemeinderates Josef Jordan diese Bezeichnung, nachdem sie vorher «Judengasse» hieß – wird zunächst ein kleiner Hof betreten, der jetzt als Parkplatz dient, dessen hinterer Abschluß der massive Synagogenbau mit seinem hohen Walmdach bildet. Er weist eine barocke Gliederung durch rustizierte Lisenen auf; die hohen segmentbogigen Fenster und ein Korbogentor sind nicht mehr in der ursprünglichen Form vorhanden: Eines wurde fast bis zur Straßenhöhe heruntergezogen, an der Ostseite sind die Fenster bis auf eines zugemauert. Teilweise zugemauert und statt mit einem Gitter mit einem Holztor verschlossen ist auch die Einfahrt. Ebenfalls vermauert wurde die Tür zur Empore, die den Frauen der Gemeinde diente; sie war von außen

über eine kleine Holztreppe zu erreichen. Die Empore ist eines der wenigen fast ursprünglichen Merkmale im Inneren, von dem Muldengewölbe und einem bescheidenen Stuckzierat einmal abgesehen. Über die Jahrhunderte verschob sich das Dach des nicht unterkellerten Gebäudes; es müßte umfangen werden, was nach Ansicht von Fachleuten durchaus möglich wäre. Auf der Westseite haben Nachbarn Hühnerställe aus Holz angebaut. Der Davidstern am Eingang wurde mit ein paar Kellen Gips unkenntlich gemacht.

In nicht minder schlechtem Zustand befindet sich ein Fachwerkhaus an der westlichen Hofseite und in der Ecke zur Synagoge ein Renaissance-Treppenturm, der «Schnecken». Im Gegensatz dazu wurde das gegenüberstehende Gebäude, das «Juden-schlößle», 1975 renoviert und herausgeputzt. Wahrscheinlich diente dieses im Jahr 1614 erstandene Haus den ersten Juden als Unterkunftsstätte. In diesem Bereich lebten die Juden; schräg gegenüber befand sich die Schule (heute ein Wohnhaus), nordöstlich am Steinbach steht das frühere Frauenbad, das heute ebenfalls Wohnzwecken dient.

Erhalten ist der 1811 außerhalb des Ortes angelegte

In diesem wenig ansprechenden Zustand präsentiert sich gegenwärtig noch die ehemalige Synagoge von Freudental vom Vorplatz her. (Foto Schäfer – Archiv Ludwigsburger Kreiszeitung)



Judenfriedhof, den die Gemeinde vor einigen Jahren in einen besseren Zustand versetzt hat. Besucher müssen freilich den Schlüssel dazu im Rathaus abholen, weil, wie der Bürgermeister sagt, dadurch Verwüstungen verhütet werden sollen.

Daß die Synagoge selbst ein bescheidenes Gebäude darstellt, liegt nicht nur daran, daß die Juden von Freudental in den ersten Jahrzehnten meist arm waren, sondern auch an den damaligen Bauvorschriften: So durften die jüdischen Gotteshäuser die christlichen nicht übersteigen. Sie mußten bescheiden und unauffällig sein.

Auf dem Platz der heutigen Synagoge stand offenbar vorher schon ein erstes, mehr provisorisches jüdisches Gebethaus, das wohl fünf Jahre nach der Aufnahme der ersten Juden – im Jahr 1728 – erstellt worden war: Nicht einmal ein halbes Jahrhundert lang blieb es; dann gingen die Juden an einen Neubau. Jedenfalls suchten ihre Abgesandten, Lippmann Moses, Abraham Schmayh und Hasum Gumpel, im Juli 1770 bei den Rentkammerräten *demütigst darum nach, ihnen zur gnädigst gestatteten Wiederaufbauung ihrer wegen Baufälligkeit abgebrochenen Synagoge Holz und Baumaterialien angedeihen zu lassen.*

Die Regierung genehmigte schließlich die kostenlose Abgabe von sechs Eichen. So liefen die Arbeiten am Neubau an. Von den baulichen Veränderungen abgesehen, handelt es sich heute um dieses Gebäude. Daß es die «Kristallnacht» 1938 heil überstand, ist dem Umstand zu verdanken, daß eine brennende Synagoge der Ausgangspunkt für einen Dorfbrand geworden wäre, da die Nachbargebäude zu nahe beim Gotteshaus standen. Die Freudentaler legen sowieso «größten Wert» darauf, daß sie an diesen Aktionen nicht beteiligt waren. Es handelte sich um auswärtige Nazis, die das Haus demolierten und plünderten, die schönen Teppiche mitnahmen, das Dach zerschlugen (das die verbliebenen Juden später selbst wieder herrichten mußten) und auf dem Sportplatz Gegenstände verbrannten, darunter angeblich ein wertvolles handgeschriebenes Altes Testament, das eine Rarität gewesen sein soll. Man ließ dabei die Juden antreten und unter dem Gespött der SA-Männer um das Feuer tanzen, wobei sie hebräische und deutsche Lieder singen mußten. Einige Freudentaler wagten es, ihren Unmut zu äußern: *Das ist eine Schande!*

Mit dieser Freveltat an jenem späten Nachmittag des

Nordansicht der ehem. Synagoge in Freudental. Auch im derzeitigen Zustand geben sich ausgewogene Proportionen zu erkennen. (Foto: Thomas Frei – Archiv Ludwigsburger Kreiszeitung)



9. Novembers 1938 begann das Ende der jüdischen Gemeinde Freudental, die genau am 8. September 1723 mit dem Zuzug des Bankiers Seligmann Wolf mit Familie und sechs weiteren Familien aus Flehingen in Baden begonnen hatte. Die für sie ausgestellten Schutzbriefe des Ortsherren, später des Herzogs von Württemberg, bezeichnete Paul Tänzer in der 1922 erschienenen «Rechtsgeschichte der Juden in Württemberg 1806–1828» als *für die Geschichte der Juden in Württemberg von nicht zu übersehender Bedeutung, weil sie mit ihrem hervorragend humanen Inhalt für ihre Zeit wohl einzig daständen.*

Nachdem die Ortsherren durch Verkauf und Erbschaft oft in rascher Folge wechselten, erstand im November 1696 der kaiserliche Generalfeldmarschall Hans Karl Freiherr von Thüngen für 30000 Gulden und 100 Dukaten Freudental. Nach seinem Tod im Jahr 1709 erbte den Ort Freiherr Johann Gottlob Zobel von Giebelstadt, Herr zu Herchsheim, dessen *hochfürstlicher Verwalter Kellerlen* mit dem Juden Seligmann einen Vertrag über die *Aufnahme zum Schutz* ausgehandelt hatte. Der Ortsherr bot Schutz, die Juden mußten dafür jährlich 12 Taler oder 18 Gulden berappen. Den Schutzbrief erneuerte im

Jahre 1731 die neue Herrin von Freudental, die vier Jahre vorher den Ort für 47000 Gulden erstanden hatte. Es war Wilhelmine von Würben, geborene von Grävenitz und Geliebte von Württembergs Herzog Eberhard Ludwig. Weitere Juden zogen dann zu, aufgenommen *in unserer Huldigung, Schutz und Schirm*, wie der Herzog bei der Bestätigung des Schutzbriefes später feststellte. Denn von 1736 an war Freudental des Herzogs Eigentum, der sich mit «der Grävenitz» verkracht hatte, diese verhaften ließ (1732), ihr Eigentum zunächst konfiszierte und dann – sozusagen in einer Vermögensauseinandersetzung – 1736 entschädigte – so den Verlust von Freudental mit einer *namhaften Summe.*

Die «Freudenthaler Judenordnung» vom 1. Oktober 1731, die «die Grävenitz» für die damals 24 Familien – ohne die Familien des Rabbiners, des Vorsängers, des Totengräbers und des Schulklopfers – unter dem ersten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Levi Fränkel erließ, erlaubte diesen *Handel und Wandel franko und frei*, eine Synagoge, ein *kaltes Bad für die Weiber*, einen *Tratzug oder Schlagbaum* am Sabbat und einen Zaun um ihren Friedhof. An ihren jüdischen Feiertagen durften sie nicht vor Gericht gerufen

Die ehem. Synagoge in Freudental mit den seitlich angebauten Holzschuppen.

(Foto: Thomas Frei – Archiv Ludwigsburger Kreiszeitung)



werden, während sie sich an den christlichen Festtagen, *soviel möglich, still und eingezogen bezeigen* sollten. Sie waren frei von Frondiensten und Quartierlasten. Die einmaligen Kosten für diesen Schutzbrief: 1000 Gulden, jährlich mußte jede Familie nun 15 Gulden beibringen. Unter anderem hatte die jüdische Gemeinde zudem jährlich einen Zentner Zucker bei der Herrschaft abzuliefern. 1747 bestätigte der Herzog den Schutzbrief. Freudental war der Kammerschreiberei zugeordnet worden und wurde damit persönlicher Besitz des Herzogs. Freudental gehörte ums Jahr 1800 zu den sieben altwürttembergischen Orten, in denen Juden ansässig waren. Diese Gemeinde zählte über Jahrzehnte zu den größten jüdischen Siedlungen in Württemberg. Zeitweise wuchs ihre Zahl bis auf über 360 (im Jahre 1851) an. Zunächst handelte es sich um ärmere Juden, die sich aber durch den Handel – besonders mit Vieh – einen gewissen Reichtum schufen. So ist in der Oberamtsbeschreibung von 1853 zu lesen: *Die Einwohner sind, abgesehen von einigen vermöglichen Judenfamilien, wenig bemittelt. Und: Die besseren Güter werden meist von den Juden, welche stets über baares Geld zu verfügen haben, angekauft, und hauptsächlich als Hilfsmittel zum Betrieb des Viehhandels benutzt . . . Die Juden beschäftigen sich sowohl mit Krämerei als auswärtigem Handel, meistens Viehhandel, weniger mit örtlichen Gewerben oder Feldbau.* In den Anfangsjahrzehnten blieben Reibereien nicht aus; so beschwerten sich die Weißgerber aus der Nachbarschaft über die jüdische Konkurrenz, so daß die Regierung Württembergs 1752 den Freudentaler Juden den Handel mit Weißgerberwaren untersagte.

Seit 1832 hatten die Freudentaler ihr eigenes Rabbinat; ab 1887 blieb es zunächst unbesetzt und wurde später von Stuttgart aus mitbetreut. 1816 entstand eine israelitische Grundschule, die 1840 für den allgemeinen Besuch freigegeben wurde und erst 1912 aus Mangel an Schülern in eine freiwillige Konfessionsschule zurückverwandelt wurde. 1920 wurde sie geschlossen. 1935 erzwangen die Nazis – für drei Jahre – eine israelitische Privatschule. 1939 wurde die jüdische Gemeinde offiziell aufgelöst.

Utz Jeggle (*«Judendörfer in Württemberg»*, 1969) gab den Anteil der Juden in Württemberg, die – zum Beispiel 1832 – auf den Dörfern, nicht in den Städten lebten, mit 93 Prozent an. Der Grund: Württembergs Verfassung von 1498 legte den Ausschluß der Juden aus dem Herzogtum fest, ähnlich verhielten sich die freien Reichsstädte. Die Ortsherren nahmen sie auf und kassierten dafür. Erst als 1864 die vollen Grundrechte auch für die Juden galten, zog es viele weg vom Land – entweder in die Städte, in denen sie sich ein besseres Auskommen erhofften, oder aber



Der Grabstein des ersten jüdischen Gemeinderats von Freudental. (Foto: Wirö)

nach Amerika oder ins gelobte Land. 1932 waren nur noch stark 20 Prozent der Juden auf dem Land (in Freudental damals 50 Personen). Bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein führten sie in dem Stromberg-Ort ein weitgehend ungestörtes Leben. Die Christen lobten die Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit der Juden und anerkannten, daß sich mancher hochgeschafft hatte; und trotz gelegentlicher, freundlich gemeinter Hänseleien lebte man gut zusammen. Martin Scharfe, der 1962 Material für eine Dissertation zusammentrug und sich dabei besonders auf Aussagen alter Freudentaler stützte, würdigte dieses «Wir-Gefühl»: Der jüdische Kaufmann Josef Jordan kam in den zwanziger Jahren in den Gemeinderat, die Juden gehörten zum Sport-, Gesang- und Kriegerverein; Christen pflegten die Gräber der Juden, wenn dies jenen aus religiösen Gründen nicht gestattet war; Christen sprangen ein, wenn beim täglichen Gebet in der Synagoge – dem «Menja machen» – nicht mindestens sieben Männer anwesend waren.

Als die Naziherrschaft heraufzog, gelang es vor allem jüngeren Juden, noch rechtzeitig auszuwandern. Viele ältere blieben in ihrer Heimat; sie dachten, ihnen werde schon nichts geschehen. Doch sie täuschten sich: Die «Reichskristallnacht» war ein böses Zeichen, die Juden mußten auf der Rathausstafel stehen und rufen *Wir sind Diebe . . . wir sind Räuber!* Den Christen wurde verboten, mit den Juden zu sprechen, sonst würden sie *in der Zeitung* gebracht. Nach und nach verschwanden jüdische Bürger, abgeholt in «Sanitätswagen», deren Fenster mit Brettern verdeckt waren. Der letzte Freudentaler Jude trat seinen schweren Weg im April 1942 an. Die meisten kamen wohl nach Polen. Keiner kehrte nach 1945 zurück.

An diesem Punkt beginnen auch die Schwierigkei-

ten in der Diskussion um die Erhaltung der Synagoge. Manche meinen, das Gebäude könne abgebrochen werden, weil es keine Juden mehr gebe und auch künftig keine Nutzung durch Gottesdienste mehr vorgesehen sei. Diese Haltung vertreten auch Teile der Juden, soweit sie im Lande Verantwortung tragen. Hier drückt sich die Ansicht aus, daß nur bewahrt werden soll, was noch für den Glauben genutzt wird. Der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, Nachmann, plädiert für's Abreißen, die Jüdische Gemeinde Stuttgart würde sich über den Erhalt freuen, allerdings mit dem Hinweis, sie könne sich an den Renovierungskosten keinesfalls beteiligen. Die Grenzen zwischen den finanziellen Kriterien und der persönlichen Einstellung zu solch historisch wertvollen Baulichkeiten sind denn auch fließend. Während das Land einen Renovierungsaufwand von 1,8 Millionen Mark – Synagoge plus angrenzenden Baulichkeiten – errechnet hat, geht der Landkreis Ludwigsburg nur bei der Synagoge von etwa 900000 Mark aus. Das Land jedenfalls nahm das Gebäude in das Sonderprogramm für den Denkmalschutz auf und signalisierte, daß man über einen Zuschuß aus der Landeskasse, der über den Richtlinien (ein Drittel bei privatem, ein Viertel bei staatlichem Träger) liegt, reden könne. Im Ludwigsburger Kreistag tritt nur die CDU für den Abbruch ein; sie will stattdessen eine Gedenktafel und die Herrichtung des Judenfriedhofes. Die Christdemokraten reden der Spitzhacke das Wort, weil sie die Folgekosten für ein Museum oder eine Gedenkstätte für unvertretbar hoch halten. Nur: Seit wann kann der Wert und die Verpflichtung der Geschichte aufgewogen werden in Geld? Ist die Bewahrung der Vergangenheit unter rein finanziellen Gründen zu betrachten? Die SPD tritt für den Kauf des Gebäudes durch den Landkreis ein; FDP und FWV wollen das Land in Pflicht nehmen. Derweilen wurden Nachmanns Beweggründe für sein Nein zum Erhalt bekannt: Er will die Mittel umleiten in das geplante Jüdische Museum in Heidelberg, denn auch dort könne die Geschichte der Juden von Freudental dokumentiert werden. Aber: Kann Geschichte überhaupt «verpflanzt» werden? Wohl kaum. Wenn es möglich ist, Geschichte in ihrer Landschaft darzustellen, muß dies dort geschehen. Wer sich als Christ auf die unterschiedlichen Meinungen bei den Juden selbst stützt, um sich der Verantwortung zu entziehen – gewollt oder ungewollt, sei dahingestellt –, der tut so, als sei der jüdische Teil der württembergi-

schen Geschichte abtrennbar und etwas anderes. Aber die Juden in Württemberg, am Beispiel von Freudental, sind ein Stück Geschichte, eng verbunden mit allen anderen Teilen.

Die Debatte ist auch nicht zu führen ohne Bezug zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Es sollte akzeptiert werden, daß im Ausland sehr genau registriert wird, was sich in der Bundesrepublik tut, auch im Umgang mit dem jüdischen Teil der Historie. Vor einiger Zeit meldete sich Professor Werner J. Cahnman zu Wort, der Präsident der Vereinigung zum Schutz jüdischer Kulturdenkmäler in Europa, die ihren Sitz in New York hat. Unter anderem schrieb er: *Das Gebäude ist nicht in jüdischem Besitz und soll nicht für jüdische Zwecke gebraucht werden, es sei denn, die Stuttgarter Gemeinde will dies tun. Das Gebäude ist von allgemeinem geschichtlichem Interesse.* Als kürzlich der Vorsitzende der Stuttgarter Gruppe der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Bleicher, zu Gast beim Leo-Baeckh-Institut in Tel Aviv war, mußte er ausführlich Rede und Antwort stehen. In Israel, genauer in den «Jewish Historical General Archives» in Jerusalem, befindet sich auch das Archiv der Gemeinde Freudental, das von der Staatlichen Archivverwaltung gerettet worden war.

Vergessen ist bei manchem offenbar, daß vor über einem Jahr ein Gedenkgottesdienst in Freudental von der Bevölkerung insgesamt positiv aufgenommen worden ist. Rabbiner Dr. Aaron Poolmann aus Amsterdam, der den Gottesdienst abhielt, sprach die Bitte aus, *dieses Haus Gottes zu erhalten und in eine Gedenkstätte auszubauen.* Horst Wandel, evangelischer Pfarrer im Nachbarort Löchgau: *Die über 200jährige Geschichte der jüdischen Bürger von Freudental und Umgebung, die in ihrer Synagoge ihren religiösen und menschlichen Mittelpunkt hatten, sollte uns eine Verpflichtung sein, die Spuren dieser Geschichte nicht zu verwischen, sondern zu erhalten.*

Unterdessen zeigt sich ein immer breiter werdender Silberstreif am Horizont. Kreispolitiker versuchen, den Freudentaler Gemeinderäten und ihrem Schultes eine Brücke zu bauen, über die sie gehen können, um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden. Wenn es sich um die Nutzung dreht, wird es allerdings noch nicht ganz so optimistisch anzusehen sein. Jedenfalls untersucht zur Zeit der Evangelische Oberkirchenrat in Stuttgart, ob die Synagoge mit Leben erfüllt werden kann – als Treffpunkt der Evangelischen Kirchengemeinde Freudental.